

2 Darstellung des aktuellen Forschungsstandes zu häuslicher Gewalt gegen Frauen

Das Wissen um Gewaltbetroffenheiten von Frauen in Partnerschaften hat sich in den letzten zehn Jahren deutlich erweitert. Erstmals liegt eine Prävalenzstudie zu häuslicher Gewalt gegen Frauen in Deutschland vor, welche nicht nur das Ausmaß an Betroffenheit, sondern auch verschiedene Erscheinungsformen häuslicher Gewalt beschreibt. Dieser und weiteren Studien sind zudem Erkenntnisse zu Gewaltfolgen und Entstehungszusammenhängen zu verdanken. Die Platzverweisstudie Baden-Württemberg eröffnet Einsichten in das Erleben von Frauen, zu deren Schutz ein Platzverweis ausgesprochen wurde, und beschreibt verschiedene Muster von Gewaltdynamiken und Handlungsfähigkeiten von Frauen in Gewaltbeziehungen. Eine Quintessenz dieser neueren Forschungsarbeiten lässt sich mit den Worten von Helferich u. a.: „Gewalt macht nicht gleich!“ (Helferich u. a. 2004: 39) umschreiben. Dieses Kapitel konzentriert sich nun auf die Forschungsbereiche der Gewaltbetroffenheiten, Bewältigungsstrategien von Frauen, ihre Inanspruchnahme professioneller Hilfen sowie auf ihren unterschiedlichen Unterstützungsbedarf in Abhängigkeit ihrer Handlungsfähigkeit innerhalb ihrer Partnerschaft im Zuge eines Platzverweises.

2.1 Gewaltbetroffenheiten

2.1.1 *Gewalt gegen Frauen in Partnerschaften: Formen – Muster – Schweregrade*

Zentrales Ergebnis der ersten repräsentativen Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland ist, dass „...mindestens jede vierte in Deutschland lebende Frau schon einmal körperliche oder sexuelle Gewalt durch einen Beziehungspartner erlebt hat“ (Schrötte/Müller 2004: 220). Die Untersuchung belegt damit ein Ausmaß von Gewalt an Frauen in Partnerschaften, das die bisher in Fachkreisen vielfach herangezogene Schätzung der Dunkelfeldforschung des Kriminologischen Forschungsinstituts in Niedersachsen aus dem Jahr 1992 noch etwas übersteigt (vgl.: Wetzels u. a. 1995).

In einer sekundäranalytischen Auswertung der Daten der deutschen Prävalenzstudie konnten vertiefende und differenzierte Einblicke in Bezug auf die unterschiedlichen Formen häuslicher Gewalt, ihrer Kombinationen, Häufigkeiten und Schweregrade gewonnen werden. Aus diesen Ergebnissen wurden verschiedene Muster körperlicher, sexueller und physischer Gewalt in Partnerschaften entwickelt und Risikofaktoren aufgezeigt (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008). Die Analyse der Angaben ausschließlich jener Frauen, welche zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft lebten, ergab, dass 38 % der Frauen von mindestens einer Gewaltform in dieser Partnerschaft betroffen waren. Aus der Verschiedenheit der Gewalterfahrungen konnten sechs verschiedene Muster abgeleitet werden:

Rund zwei Drittel jener Frauen, bei denen Gewalt indiziert wurde, erlebten ausschließlich psychische Formen von Gewalt. Die Schwere dieser Gewalt war unterschiedlich: In einem Muster 1 „gering ausgeprägte psychische Gewalt“ wurden jene Fälle gefasst, bei denen leichte Ausprägungen von Eifersucht, ökonomischer Kontrolle und verbale Aggressionen vorlagen. In ein Muster 2 „erhöhte psychische Gewalt“ wurden jene Fälle zugeordnet, bei denen der Schweregrad der psychischen Gewalt deutlich höher ausfiel. Eifersucht und Kontrolle, sowie verbale Aggressionen und gelegentlich sexuelle Übergriffigkeit des Partners in hoher bis sehr hoher Ausprägung prägen dieses Muster.

Ein jeweils kleinerer Anteil von jeweils knapp 8 % der Frauen in gewalttätigen Beziehungen wurde den Mustern „einmalige leichte körperliche Gewalt“ (Muster 3) oder „leichte bis tendenziell schwere körperliche Gewalt und gering ausgeprägte psychische Gewalt“ (Muster 4) zugeordnet. Diese einmaligen bzw. seltenen Gewaltvorfälle geringerer Ausprägung bestanden u. a. in Ohrfeigen, Schubsen oder Treten, zum Teil in Verbindung mit leichter Eifersucht und verbaler Aggression. Sie führten im Vergleich zu den Angaben der Frauen in gewaltfreien Beziehungen zu erhöhten psychischen und körperlichen Beschwerden.

Zwei weitere Muster wurden als Misshandlungsbeziehungen identifiziert: „Leichte bis tendenziell schwere körperliche Übergriffe mit erhöhter psychischer Gewalt“ (Muster 5) beinhalten die Kombination von ausgeprägten Formen psychischer Gewalt, insbesondere einer hohen verbalen Aggressivität, und mäßigen körperlichen Angriffen. 9 % der gewaltbetroffenen Frauen wurden diesem Muster zugeordnet. Im Muster 6 „schwere körperliche Übergriffe und/oder sexuelle Gewalt mit erhöhter psychischer Gewalt“, welchem 7 % der gewaltbetroffenen Frauen zugeordnet wurden, werden schwer verletzend und lebensbedrohliche Formen körperlicher Gewalt erreicht. Zugleich liegt hier regelmäßig gravierende psychische Gewalt vor, welche u. a. Morddrohungen beinhaltet sowie häufig sexuelle Gewalt in ausgeprägter Form. Die psychischen und körperlichen Belastungen der Frauen fielen hier am höchsten aus (vgl.: a. a. O.: 93ff sowie 206f).

Bei dieser Klassifizierung muss berücksichtigt werden, dass sie auf Angaben von Frauen beruht, die zum Befragungszeitpunkt in einer gewaltbelasteten Beziehung lebten. Die Forscherinnen weisen darauf hin, dass deren Angaben in Bezug auf Schwere und Häufigkeit insgesamt deutlich milder ausfielen als jene von Frauen, welche über Gewalt in einer beendeten Partnerschaft berichteten. Sie führen diesen Befund auf mehrere Annahmen zurück: Zum einen ist davon auszugehen, dass Frauen schwere Misshandlungsbeziehungen eher verlassen als Partnerschaften mit einem geringeren Gewaltausmaß. Diesbezüglich ist ein Untersuchungsergebnis aus der Hauptstudie, wonach die Intensität der Gewalt im Laufe der Zeit häufig zunimmt, von Bedeutung: bei knapp der Hälfte der Befragten trat zu Beginn die Gewalt selten auf und wurde im Laufe der Zeit häufiger und/oder schwerer (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 269f). Es ist anzunehmen, dass vielen Frauen, welche in die Fallbasis der Musterbildung einbezogen wurden, ein Gewaltanstieg noch bevorsteht. Zum Zweiten erfährt Gewalt und Bedrohung in Trennungs- und Scheidungssituation häufig nochmals eine gravierende Steigerung (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 96ff). Eine Einbeziehung der Gewalterfahrungen von Frauen während und nach einer Trennung würde aller Voraussicht nach eine Verschiebung der Häufigkeiten in Richtung schwererer Muster von Gewalt bedeuten (vgl.: a. a. O.: 42).

Zum Dritten liegt die Vermutung nahe, dass die Thematisierung von Gewalt in der aktuellen Beziehung für Frauen nicht einfach ist und sie möglicherweise die Bedeutung der Gewalt tendenziell abschwächen. So fällt in diesem Zusammenhang ein weiteres Untersuchungsergebnis besonders auf: Frauen der Muster 1 bis 5 gaben zu ca. 80 – 97 % ihrer Zufriedenheit mit der aktuellen Partnerschaft die Schulnoten 1 bis 3; selbst Frauen, welche schwerste, zum Teil lebensbedrohliche Gewalt erfuhren (Muster 6), äußerten sich zu knapp 60 % mehr oder weniger als zufrieden (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 96). Diese erstaunlich häufig positive Bewertung der Zufriedenheit in der Beziehung kann ein Hinweis dafür sein, dass in der Wahrnehmung der Frauen positiv erlebte Qualitäten oder auch Hoffnung auf Bewältigung der Gewaltproblematik die Belastungen durch die Gewalt in den Hintergrund treten lassen. Sie kann jedoch auch ein Anzeichen dafür sein, dass sich Frauen – selbst in einem relativ anonymen Forschungskontext – gedrängt fühlen, die Partnerschaft trotz Gewalt positiv darstellen zu müssen, um ihren Verbleib in der Beziehung zu rechtfertigen.

Auch wenn die Angaben zur Häufigkeitsverteilung der Muster der Erläuterung der Besonderheiten der gewählten Fallbasis bedürfen, so ist jedoch gerade diese Fallbasis ‚Frauen in aktuellen gewalttätigen Partnerschaften‘ für die polizeiliche und psycho-soziale Praxis im Rahmen des Platzverweisverfahrens in vielerlei Hinsicht interessant: es sind vielfach jene (noch) in der Partnerschaft lebende Frauen, welche im Zuge konkreter Gewaltvorfälle mit Polizei und Un-

terstützungseinrichtungen in Kontakt treten. Eine Trennung ist unter Umständen angedacht, möglicherweise bereits vorbereitet, jedoch noch nicht gänzlich abgeschlossen. Die Forscherinnen betonen zum einen die Notwendigkeit, psychische Gewalt in Paarbeziehungen aufgrund ihres Ausmaßes und ihrer gesundheitlichen Folgebeschwerden stärker in den Blick zu nehmen (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 96). Zum Zweiten muss sich die professionelle Praxis der Anforderung stellen, die Diskrepanz zwischen befriedigenden positiven Faktoren einer Beziehung und Gewalt anzuerkennen. Die Ergebnisse zur Zufriedenheit zeigen, dass es ein Trugschluss wäre, davon auszugehen, dass Gewalt und ihre Folgen zwangsläufig eine im Allgemeinen positive Befindlichkeit der Frau in der Beziehung grundlegend zerstören müsse. Zufriedenheit ist ein zentraler Bindungsfaktor, den es zu würdigen gilt. Darüber hinaus ist Sorge zu tragen, dass Frauen sich nicht genötigt fühlen, den Wunsch nach Aufrechterhaltung der Beziehung rechtfertigen zu müssen. Zum Dritten sollten handelnde Expert/innen berücksichtigen, dass Frauen in aktuellen gewalttätigen Beziehungen dazu neigen können, ihre Gewalterlebnisse abzuschwächen und gewisse Gewaltaspekte unbenannt zu lassen – möglicherweise, weil sie diese selbst nicht als Gewalt wahrnehmen. Dies wird in besonderem Maße auf sexuelle Gewalterlebnisse zutreffen.

2.1.2 Einflussfaktoren häuslicher Gewalt

Im Forschungsfeld häusliche Gewalt wird intensiv die Frage aufgegriffen, welche Faktoren die Entstehung und Ausprägung häuslicher Gewalt begünstigen. Wissensbestände diesbezüglich können der Praxis helfen, Prävention und Intervention frühzeitig, angemessen und zielgerichtet auszugestalten und somit häusliche Gewalt wirkungsvoll einzudämmen.

Vorweg sei der zentrale Befund der deutschen Prävalenzstudie herangestellt, dass häusliche Gewalt in allen sozialen Schichten der Gesellschaft verbreitet ist. Häusliche Gewalt ist keine Problematik, die sich hauptsächlich auf einige wenige marginalisierte Gesellschaftsgruppen beschränkt, sondern die in allen gesellschaftlichen Milieus zu finden ist – auch in schweren Ausprägungen (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 143; Schröttle/Müller 2004). Dieser Befund weist auf Wurzeln hin, welche schicht-, kultur- und generationenübergreifend wirken. In der Sekundäranalyse wurde durch die Ermittlung unterschiedlicher Gewaltbetroffenheiten offensichtlich, dass eine zentrale Wurzel häuslicher Gewalt in der „...Nichtakzeptanz oder Nichtbewältigung gleichwertiger Macht- und Geschlechterverhältnisse durch potentiell gewaltbereite Männer unterschiedlicher Sozial- und Bildungsschichten...“ (Schröttle/Ansorge 2008: 142) liegt. So zeigte sich zum einen ein erhöhtes Gewaltvorkommen in Partnerschaften aller Soziallagen, in denen die Frauen in Bildung, Beruf und Erwerb gegenüber dem Mann

gleich- bzw. bessergestellt waren. Zum Zweiten zeigte sich ein hochsignifikanter Zusammenhang zwischen Entscheidungsdominanz des Mannes und Gewalt: Gewalt fand sich um ein Vielfaches häufiger und ausgeprägter in jenen Partnerschaften, in denen die befragten Frauen den Partner gleichzeitig als sehr bestimmend und kompromisslos erlebten. Ein ähnliches Bild zeigte sich hinsichtlich der Haushaltsführung: Gewalt steht in einem engen Zusammenhang mit einer traditionellen Rollenverteilung im Haushalt zuungunsten der Frau. Zusammenfassend: Männliche Überlegenheit in einem brüchig werdenden hierarchischen Geschlechterverhältnis soll durch Gewalt, Dominanz und traditionelle Rollenmuster aufrechterhalten bzw. wiederhergestellt werden (vgl.: a. a. O.: 149ff).

Eine zweite Wurzel häuslicher Gewalt kann auf all jene Faktoren zurückgeführt werden, welche eine besondere Belastungssituation für die Familie bedeuten: die Größe der Familie, Alkoholproblematiken, eine ungünstige soziale Lage der Familie sowie Trennungssituationen. Es fehlen Ressourcen, um den hieraus entstehenden psychischen und sozialen Stress angemessen zu bewältigen. So zeigt die Sekundärstudie zum einen auf, dass die Betroffenheit von Frauen von schwerer Gewalt mit der Anzahl der im Haushalt lebenden minderjährigen Kinder steigt. Ein Leben mit Kindern bringt Stress und Konfliktpotenziale und stellt Familien vor erhöhte finanzielle Anforderungen. Zudem müssen die Rollen der Partner neu ausgehandelt werden und ihre Angewiesenheit aufeinander wird größer. Trennungen werden zudem um ein Vielfaches schwieriger, wenn gemeinsame minderjährige Kinder in der Familie leben (vgl.: a. a. O.: 145ff).

Einen weiteren gewaltfördernden Faktor, auf welchen Forschungsarbeiten im Feld häuslicher Gewalt stets Bezug nehmen, stellt eine Alkoholproblematik des Mannes dar (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 262ff; Schröttle/Ansorge 2008: 158f; WiBIG Band I 2004: 87). Entsprechend der Sekundäranalyse wies jede zweite gewaltbelastete Partnerschaft einen erhöhten Alkoholkonsum des Mannes auf. Diese werden doppelt so häufig gegenüber ihren Partnerinnen gewalttätig als Männer ohne Neigung zu Alkoholika. In Fällen schwerer häuslicher Gewalt fällt ihr Anteil mit zwei Dritteln noch höher aus. Der Zusammenhang zwischen erhöhtem Alkoholkonsum des Mannes und Gewalt ließ sich durch alle Sozialschichten hinweg auffinden, es zeigte sich jedoch eine Häufung bei Männern mit geringem Einkommen (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 158f).

In der Sekundäranalyse wurde zum Dritten ein Zusammenhang von Gewalt und einer schwierigen sozialen Lage offensichtlich: Fehlende Bildungsabschlüsse, Erwerbslosigkeit oder sehr geringe berufliche Ressourcen bei Männern wie Frauen erhöhen das Risiko häuslicher Gewalt gegen Frauen, insbesondere in seinen schwereren Ausprägungen (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 129ff). Zudem ließ sich ein Zusammenhang mit der ökonomischen Situation der Familie feststellen: Häufigkeit und Intensität häuslicher Gewalt fallen in Familien, welche

ganz oder teilweise auf Sozialleistungen angewiesen sind, deutlich höher aus als in finanziell unabhängigen Familien. Die Autorinnen weisen aber darauf hin, dass diese Untersuchungsbefunde nicht zu dem Trugschluss führen dürfen, dass die Mehrheit aller häuslichen Gewalt-Fälle in Familien aus benachteiligten und schwierigen sozialen Lagen, geprägt durch Bildungsferne, Armut, Arbeitslosigkeit, Kinderreichtum und Alkohol, stattfinden würde. Zwar lassen sich in jenen Teilpopulationen Häufungen häuslicher Gewalt finden, sie stellen jedoch nicht die Mehrheit der Gesamtbevölkerung. Die Mehrzahl der Opfer und Täter hat einen Bildungsabschluss, verfügt über Einkommen und lebt mit 1 - 2 oder ohne minderjährige Kinder im Haushalt.

Die Prävalenzstudie sowie ihre Sekundäranalyse bestätigt eine Erfahrung von Frauenhäusern: ein hohes Gewaltrisiko für Frauen in Trennungs- und Scheidungssituationen. Gewalt gegen sich und/oder gegen die Kinder sowie die Androhung von Gewalt, Vernichtung und Tötung erlebten rund 8 % aller Frauen, welche sich aus einer Partnerschaft gelöst haben. Jede dritte Androhung von Gewalt wurde realisiert. Nimmt man Stalkinghandlungen hinzu, so steigt der Anteil der Betroffenheit auf rund ein Drittel. Der Blick auf Familien mit Kindern in Trennungssituationen gerichtet, ergab eine Belastung durch Gewalt und Bedrohung für Mütter und Kinder im Rahmen von Umgangsrechten in Höhe von 10 % (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 98ff). Diese Befunde sind für die vorliegende Studie insofern besonders interessant, weil der Platzverweis vorübergehend eine räumliche Trennung erzwingt und Gewaltbetroffene auffordert, die Zukunft zu erwägen und über eine endgültige Trennung als Ausweg aus Gewaltbeziehungen nachzudenken. Die Platzverweisstudie aus Baden-Württemberg zeigte auf, dass jene Frauen, welche im Zuge eines Platzverweises eine Trennung vorantrieben, häufig von Bedrohungen, Nachstellungen und auch Gewalt während und im Anschluss an den polizeilichen Platzverweis betroffen waren. Es darf nicht davon ausgegangen werden, dass die erhöhte Gefährdungslage in Trennungssituationen aufgrund polizeilicher Interventionen oder gerichtlicher Beschlüsse beseitigt ist (vgl.: Helfferich u. a. 2004: 102ff).

Eine dritte Wurzel häuslicher Gewalt liegt in frühen kindlichen Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie. Gemäß der Prävalenzstudie werden Frauen mindestens doppelt so häufig Opfer häuslicher Gewalt, insbesondere in schwerer Ausprägung, wenn sie Gewalt zwischen ihren Eltern erlebt haben oder selbst Opfer elterlicher Gewalt wurden als Frauen, deren Kindheit gewaltfrei verlief. Diese frühen Gewalterfahrungen beeinträchtigen die Gesundheit von Frauen langfristig, erhöhen ihre Verletzbarkeit und führen häufig zu einer ausgeprägten sozialen Isolation (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 268; Schröttle/Ansorge 2008: 162ff; Schröttle/Khelaifat 2008: 70ff).

Die Empfehlungen, die Schröttle u. a. aus der Untersuchung der Einflussfaktoren für die Prävention häuslicher Gewalt ableiten, sind u. a. die Notwendigkeit der Stärkung sozialer Netzwerke und Nahräume, ein konsequenter Schutz von Kindern vor Gewalt und der Abbau traditionell-hierarchischer Geschlechterbilder durch politisches, gesellschaftliches und institutionelles Handeln. Weiterhin empfehlen sie die Entwicklung eines breiten und niedrigschwelligen Unterstützungsangebots, welche die Diversität gewaltbetroffener Frauen und ihrer Bedarfe berücksichtigt (vgl.: Schröttle/Ansorge 2008: 197ff).

2.1.3 Frauen mit Migrationshintergrund – eine besondere Risikogruppe?

Migrant/innen in Deutschland sind keine homogene Gruppe. Wie deutsche Frauen unterscheiden sie sich hinsichtlich aller denkbaren biographischen und soziostrukturellen Faktoren zuzüglich der unterschiedlichen Migrationsgeschichte ihrer Familie und der sich daraus ergebenden Form des Aufenthaltsstatus sowie des Grades ihrer erworbenen Deutschkenntnisse. Regelmäßig wird in der gesellschaftspolitischen Diskussion die Frage nach einer kulturell bedingten erhöhten Gewaltbereitschaft bei männlichen Zuwanderern, insbesondere aus islamischen Ländern, aufgegriffen. In Hinblick auf häusliche Gewalt fällt der Blick dabei auf möglicherweise kulturell ausgebildete Männlichkeitsbilder, welche Dominanz und Gewalt gegenüber Frauen legitimieren. Migrantinnen stellen in der von der Frauenhauskoordinierung e.V. jährlich herausgegebenen Statistik ca. die Hälfte der Bewohnerinnen von Frauenhäusern, was jedoch zunächst weniger eine Aussage über ein erhöhtes Ausmaß an Betroffenheit als vielmehr eine Aussage über mangelnde anderweitige Ressourcen ist. Nichtdeutsche Tatverdächtige von Gewaltdelikten im Allgemeinen sind jedoch entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil in der polizeilichen Kriminalstatistik überproportional vertreten (vgl.: polizeiliche Kriminalstatistik 2010 des LKA Baden-Württemberg).

Weil es „die“ Migrantin nicht gibt, untersuchte die deutsche Prävalenzstudie die Gewaltbetroffenheit von Frauen aus jenen Ethnien, welche derzeit in Deutschland quantitativ am stärksten vertreten sind: Frauen mit einem türkischen Migrationshintergrund sowie Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion. In einer vergleichenden Sekundäranalyse konnte zudem der Zusammenhang zwischen Gesundheit, Gewalt und Migrationshintergrund vertieft werden (vgl.: Schröttle/Khelailfat 2007). Als Ergebnis ist zunächst die hohe Betroffenheit von häuslicher Gewalt von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund festzuhalten: sie weisen mit 37 % eine signifikant höhere Gewaltbetroffenheit im Vergleich zu deutschen Frauen und jener aus der ehemaligen SU aus. Außerdem zeigte sich, dass sie auch häufiger unter schwereren Ausprägungen häuslicher Gewalt leiden. Die psychische Gewaltbetroffenheit, welche auch eine Erhebung des Dominanz-

und Machtgebarens des Mannes darstellt, wurde durch einen Fragenkatalog zu verschiedenen Verhaltensaspekten des Partners, wie Kontrolle, verbale Aggression, Unterdrückung, Einschüchterung u. a. ermittelt. Auch hier lag die Gewaltbetroffenheit türkischer Migrantinnen wieder mit 37 % deutlich höher als die der deutschen Vergleichsgruppe (16 %). Die Betroffenheit der Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion fiel mit 30 % ebenfalls erhöht aus (vgl.: Schröttle/Khelaifat 2007: 64ff).

Mehrere gewaltbegünstigende Einflussfaktoren traten in Erscheinung: Die türkischstämmigen Frauen befanden sich häufiger in einer schwierigen sozialen Lage, geprägt durch eine geringe Ausbildung, fehlende Erwerbstätigkeit, ein niedriges Haushaltseinkommen und einem Mangel an vertrauensvollen sozialen Beziehungen. Es zeigte sich zudem, dass sie in einem hohen Ausmaß in der Kindheit Zeuginnen von häuslicher Gewalt wurden. Beide Faktoren stehen in Zusammenhang mit einem erhöhten Risiko, Opfer häuslicher Gewalt zu werden. Die hohe Rate an Gewaltbetroffenheit türkischer Frauen führen Schröttle und Khelaifat weniger auf den Migrationshintergrund als vielmehr auf eine ressourcenarme soziale Lage zurück, welche ihnen eine Lösung aus der Partnerschaft erschwere (vgl.: a. a. O.: 65). Die Autorinnen unterstreichen als Ergebnis ihrer Studie die Bedeutung einer schulischen und beruflichen Förderung von Frauen im Allgemeinen, von Einwanderinnen jedoch im Besonderen. Zur Verbesserung der Situation von Migrantinnen in Deutschland – so ihr Fazit – gehören Gesundheitsförderung, Gewaltprävention, soziale Integration und berufliche Förderung untrennbar zusammen (vgl.: a. a. O.: 90).

Hinsichtlich der höheren Gewaltbetroffenheit eines Teils von Migrantinnen dürften jedoch zusätzlich einige weitere stärker kultur- und migrationstypische Aspekte dennoch eine Rolle spielen. Ohne ausreichende Deutschkenntnisse wird die soziale und berufliche Integration nicht gut gelingen, was sich wiederum negativ auf die soziale Lage der Familie auswirken kann. Auch stehen Sprachprobleme gewaltbetroffenen Migrantinnen dabei im Wege, an Informationen und Unterstützung zu gelangen, denn das Angebot an muttersprachlicher Hilfe ist in Deutschland eher begrenzt. Zudem kann ein eheabhängiger Aufenthaltsstatus Frauen zwingen, länger als gewollt bei ihrem gewalttätigen Partner auszuharren. Nicht zuletzt kann eine hohe kulturelle Bedeutung von Familie und ihres Zusammenhalts für Migrantinnen aus islamischen und osteuropäischen Kulturkreisen die Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung einer gewaltbelasteten Ehe bedeuten. Helfferich betont, dass nicht die Gewalt gegen Frauen ein kulturspezifisches Element darstelle, sondern vielmehr der hohe Wert der Familie, welche oft in ein größeres, über nationale Grenzen hinweg wirkendes Verwandtschaftsnetz eingebunden ist. Eine Trennung würde für manche Migrantin den

Verlust vieler enger Verwandtschaftsbeziehungen sowohl für sich selbst als auch für die Kinder bedeuten (vgl.: Helfferich 2004: 17ff).

Schröttle warnt in Bezug auf Gewalt und Migration sowohl vor Polarisierungen und Skandalisierungen als auch vor Verharmlosungen von bestehenden Problemlagen (vgl.: Schröttle 2006: 11). Trotz der erhöhten Vulnerabilität gilt in Bezug auf die in Deutschland lebenden Frauen mit türkischem Migrationshintergrund, dass die Mehrheit gewaltfrei lebt, über einen Schulabschluss verfügt und nicht auf finanzielle Unterstützung des Staates angewiesen ist.

2.1.4 *Folgen der Gewalt*

Gewalt kann eine Vielzahl an Folgen hinterlassen. Das Ausmaß der Gewaltfolgen ist abhängig von der Dauer und Intensität der erfahrenen Gewalt. Gewalt kann zu dauerhaften gesundheitlichen Schädigungen führen und das Opfer zwingen, mit bleibenden körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigungen sowie mit den damit verbundenen sozialen Konsequenzen, wie beispielsweise der Verlust von Arbeit, zu leben. Im Folgenden werden körperliche, psychische sowie soziale Gewaltfolgen dargelegt:

- **Körperliche Verletzungen**

Entsprechend der Prävalenzstudie berichteten knapp zwei Drittel der von Beziehungsgewalt betroffenen Frauen von körperlichen Verletzungsfolgen. Am häufigsten werden dabei Hämatome und Prellungen genannt. Daneben werden offene Wunden, Schmerzen, Verstauchungen/Zerrungen und Kopfverletzungen jeweils zu ca. 20 % angegeben. Weitere etwas seltenere körperliche Verletzungsfolgen sind Knochenbrüche und innere und vaginale Verletzungen (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 55f). Gewalt gefährdet und beeinträchtigt außerdem die reproduktive Gesundheit. Die Gefahr von Komplikationen in der Schwangerschaft, Fehl- und Frühgeburten oder eine Verletzung des Fötus ist nach Schmucl u. a. deutlich höher als bei Frauen ohne Gewalterfahrungen (vgl.: Schmucl u. a. 1998 zitiert nach Hellbernd u. a. 2002: 4). In der Prävalenzstudie wird über die direkten körperlichen Gewaltfolgen hinaus ein Zusammenhang von Gewalt mit unspezifischen gesundheitlichen Beeinträchtigungen sowie einem erhöhten Suchtverhalten sichtbar. So geben gewaltbetroffene Frauen eine Vielzahl an Beschwerden deutlich häufiger an als Frauen ohne Gewalterfahrungen (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 153ff).

- **Psychische Folgen**

Psychische Gewaltfolgen werden insgesamt etwas häufiger benannt als körperliche, die Mehrheit der Frauen berichtet jedoch von Auswirkungen in beiden Be-

reichen (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 139; Hellbernd u. a. 2004: 112). Das Ausmaß der psychischen Belastungen steigt erwartungsgemäß mit der Intensität der gewalttätigen Übergriffe. Angst und Panik werden von zahlreichen Studien als weit verbreitete psychische Folgen häuslicher Gewalt ermittelt (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 235; Hellbernd u. a. 2004: 116, Dutton 2002: 94). Gemäß der Prävalenzstudie sind daneben dauerndes Grübeln, ein vermindertes Selbstwertgefühl, Ärger und Rachegefühle, Niedergeschlagenheit /Depression sowie Schlafstörungen weitere häufig auftretende psychische Belastungen. Seltener werden autoaggressive Handlungen und Suizidgedanken genannt. Sind Frauen von sexueller Gewalt betroffen, werden zusätzlich noch in einem höheren Ausmaß Scham- und Schuldgefühle, Schwierigkeiten in Beziehungen sowie sexuelle Probleme angegeben. Unterschieden nach Gewaltformen ist es die psychische Gewalt, die wiederum die meisten psychischen Folgebeschwerden hervorruft. Ungefähr jede fünfte der von dieser Gewaltform Betroffenen greift aufgrund der Gewalt zu Alkohol oder Drogen oder nimmt psychogene Medikamente ein (vgl.: Schröttle/Müller 2004: 141ff).

- **Traumatisierung**

Im letzten Jahrzehnt rückte Traumatisierung als Folge häuslicher Gewalt in den Fokus von Forschung und Praxis (vgl.: Burstow 2003; Dutton 2002, 83ff; Herman 1993; Heynen 2000; Reddemann u. a. 2004; Walker 1999). Das Erleben einer traumatischen Situation stellt für die Betroffenen eine „seelische Katastrophe“ (Reddemann u. a. 2004: 26) dar. Sie ist durch Gefühle der Ohnmacht, Kontrollverlust, Angst und Panik geprägt. Ob und wie schwer eine Gewalterfahrung traumatisierend wirkt, hängt sowohl von der Brutalität des Ereignisses als auch von den inneren und äußeren Ressourcen der Betroffenen ab. Die Tatsache, dass bei häuslicher Gewalt Gewalthandlungen von einem Menschen ausgeübt werden, zu dem in der Regel eine nahe und vertrauensvolle Beziehung besteht bzw. bestand, lässt die Wahrscheinlichkeit schwerer Trauma-Folgen ansteigen (vgl.: Reddemann u. a. 2004: 19; Dutton 2002: 85).

Dutton klassifiziert die vielfältigen Trauma-Folgen in die drei Gruppen: Psychische Störungen, Beziehungsstörungen und Veränderungen in den Denkstrukturen (vgl.: Dutton 2002: 92ff). Psychische Störungen beinhalten Intrusionen, in denen das traumatische Geschehen in Träumen, Gefühlen und Gedanken angstvoll wieder erlebt wird. Demgegenüber stehen Verleugnungen des Geschehens und deren Schwere sowie die Vermeidung von Situationen, Plätzen oder Orten, die an das traumatische Erleben erinnern könnten. Eine weitere psychische Störung liegt in der Dissoziation. Darunter werden Abspaltungen unterschiedlicher Bewusstseinsbereiche gefasst, wie z. B. Verlust von Erinnerungen, inneres Wegtreten oder Entfremdungsgefühle gegenüber der eigenen Person.

Professionelles Handeln gegen häusliche Gewalt
Der Platzverweis aus der Sicht von Polizei, Beratung und
schuttsuchender Frauen

Lehmann, K.

2016, XII, 413 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-10799-4